

Zum Ende der Vernichtungsfeldzuges.

Die Entlarvung erfolgte in der Notwehr.

Sozialdemokratische Art ist es, die Angehörigen gegnerischer Organisationen persönlich in ihrer Ehre zu beschmutzen. Dieser Stinktiergewohnheit fiel auch Redakteur Lebius zum Opfer, weil er sich erdreistet hatte, die Leitung des Berliner gelben Kartells, also einer nichtsozialdemokratischen, Organisation, zu übernehmen. Jahr und Tag hatte der „Vorwärts“ die törichtsten Verdächtigungen gegen Lebius systematisch bis zur Langeweile wiederholt. Daraufhin nahm der „Bund“ aus Gründen der Notwehr die Gewährsmänner des „Vorwärts“ unter die Lupe, und das war das Ende des Schwindels.

Heute graut wohl selbst dem „Vorwärts“ vor seinen eigenen Zeugen.

Der allseits gefeierte Jugendschriftsteller Genosse Karl May entpuppte sich als ehemaliger Räuberhauptmann, berüchtigter Einbrecher und literarischer Hochstapler; seine Gattin, Mitarbeiterin des „Vorwärts“, wurde spiritistischer Schwindeleien überführt. Von dem „hochgeachteten“ Militärschriftsteller Max Dittrich konnte in einem gerichtlichen Schriftsatz dargetan werden, daß er im „Arbeitshaus“, wo er wegen Unterschlagung und Betrugs anderthalb Jahre verbüßte, die Bekanntschaft Karl Mays gemacht hatte. Karl May, den seine Verehrer als einen der würdigsten Verkünder wahrer Christenliebe feiern, machte damals in demselben „Arbeitshaus“ 4 Jahre 1 Monat wegen Einbruchsdiebstahls ab.

Dann waren da noch zwei merkwürdige Zeugen, Kahl und Bechly. Wie deren ungünstige Aussagen gegen Redakteur Lebius zustande kamen, lehrt das Folgende. Von Kahl behaupten zwei Zeugen, daß er ihnen gesagt habe, er schreibe jetzt für Lebius, und wenn von diesem kein Geld zu bekommen sei, werde er zu May gehen und für Bezahlung gegen Lebius schreiben. Tatsächlich hat Kahl für Bezahlung zuerst gegen May und dann gegen Lebius geschrieben. Verlagsbuchhändler Bechly wiederum wünschte, daß seine Prozeßkosten von Lebius getragen werden sollten und daß Lebius ihm einen Posten unverkäuflicher Romanbestände abkaufen möge. Da sich die Antwort, für die drei Tage Frist gesetzt war, verzögerte, ging Bechly zu May über, der anstandslos die Prozeßkosten übernahm. Eine der Einigungsbedingungen war, daß Bechly eine Erklärung gegen Lebius vom Stapel ließ. Hätte Lebius gezahlt, wäre Bechly auf seiner Seite geblieben.

So ähnlich liegt der Fall mit der ersten Frau Mays. Um diese unbequeme Anklägerin und Belastungszeugin los zu werden, hat ihr Karl May jetzt 4000 Mark Rente unter der Bedingung ausgesetzt, daß sie Erklärungen zu seinen Gunsten und gegen Lebius abfaßt. Die gekauften Erklärungen verschickt May eigenhändig zu hunderten.

Schließlich figurierte unter den Rosenfeldschen „Vorwärts“-Zeugen auch der Redakteur Genosse Paul Schmidt. Dieser sonst so geschäftige Herr hat bisher keinen Finger gerührt, um sich gegen den Vorwurf zu wehren, daß er – der in Ehrensachen überempfindliche Genosse – eine Anzahl entehrender Vorstrafen auf dem Kerbholz hat; daß er ferner kein Redakteur, vielmehr Polizeiagent sei.

Man wird es verstehen, daß wir nur ungern in diesen Schmutz fassen, aber in der Notwehr ist manches Kampfmittel gestattet, das man sonst zu verwenden verschmäht. Im Kampfe gegen eine solche Riesendreckschleuder, wie sie die sozialdemokratische Revolverpresse darstellt, darf man nicht zimperlich tun; andernfalls würde die Gemeinheit triumphieren.

Mays Zusammenbruch und die Presse.

Seine Entlarvung kam Herrn May offenbar ganz unerwartet, obgleich er doch seit Jahrzehnten darauf gefaßt sein mußte. Herr May war im Laufe der Jahre immer kühner geworden. Im Dezember 1908 hatte er sich zu einer Huldigungsfahrt nach Amerika entschlossen. Es war das erste Mal, daß sein Fuß amerikanische Erde betrat, um seinen Gegnern den Vorwurf zu entwinden, daß er nie den Schauplatz seiner erdichteten Reiseabenteuer und Indianerkämpfe gesehen habe. Karl May fuhr nach St. Lawrence, wo ihm sein Freund Dr. Pfefferkorn, ein geborener Hohensteiner, mit viel Geld und Arbeit eine Versammlung zusammengetrommelt hatte. Bevor May das Wort ergriff, wurde er ausgiebig durch bestellte Reden gefeiert. Kaum hatte aber May, der ja gar kein Redner ist, begonnen, seine gähnend langweilige spiritistische Rede abzulesen, so entstand eine allgemeine Ernüchterung. Die Versammlung merkte, daß sie einem Humbug zum Opfer gefallen war. Die amerikanische Rede wurde natürlich von der deutschen Maypresse begeistert abgedruckt.

Ein Jahr später, am 10. Dezember 1909, erschien Karl May in Augsburg, um dort in einer Versammlung zu sprechen. Die „Augsburger Postzeitung“ brachte über diesen Vorfall einen Bericht, in dem es hieß:

Karl May in Augsburg.

Unsere Stadt ist um eine Sensation reicher; nicht um eine rohe, sondern um eine edle. Ein literarisches Ereignis seltenster Art haben wir hinter uns. Karl May hat gesprochen. Die glühende Sehnsucht tausender von Lesern und Leserinnen, denjenigen einmal von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen, der ihnen durch seine gierig gelesenen Schriften so manche Stunde verschönt, der ihre jugendliche Phantasie so reich und seltsam befruchtet hat und der – einmal richtig gelesen und verstanden – vielen der treueste und anregendste literarische Begleiter im ruhelosen, wilden Lebenskampf geworden ist, diese Sehnsucht, sie wurde am gestrigen Abend gestillt. Alle Gesellschaftskreise scharten sich um den heißumstrittenen Mann. Das hohe Alter, das den Entwicklungsgang Karl Mays in seinen Schriften miterleben durfte, es war fast ebenso zahlreich vertreten wie die reifere Jugend, die sich an ihm ständig, wenn auch halb unbewußt bildet. Die junge begeisterte Welt verschlang förmlich jedes Wort, das aus dem Munde ihres in frühesten Jahren vergötterten Helden perlte, leuchtenden Auges saßen diese ehrlichsten Karl May-Verehrer da, und ihre Blicke bohrten sich hinein in die vielgeliebte, vielbesprochene Gestalt, um die schon manch ein wildstürmender Feuerkopf in grenzenloser Wertschätzung seiner Werke die Gloriole gewunden, um sie in vorgeschrittenem Alter unüberlegt wieder herunterzureißen, obwohl gerade die reiferen Leser, die durch die schillernde Schale vorgedrungen sind zum saftvollen Kern seiner Werke, es hauptsächlich sein sollen, die nicht müde werden, sein gerechtes Lob zu verkünden und den Strahlenglanz über seinem Haupte zu verdichten. Augsburg kann den nicht unbedeutenden Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diejenige Stadt zu sein, mit der Karl May neben seiner sächsischen Heimat aufs engste verbunden ist. Damals, als seine Feinde mit den giftigsten Waffen gegen seinen beginnenden Ruhm als Schriftsteller zu Felde zogen, da erscholl von Augsburg aus der Friedensruf: Lernt sie erst einmal kennen, seine ureigenste, schriftstellerische Absicht, macht euch aufs innigste vertraut, mit seinen hohen erhabenen Zielen, mit seinem aufrichtigen Bestreben, die Menschheit zu adeln, sie herauszureißen aus der Erdenniedrigkeit, um mit ihr emporzusteigen in lichte Höhen! Als sich dann die literarischen Wogen geglättet hatten und die professionellen Nörgler verstummt, als Karl May's eigenartiges, hehres Schaffen seinen wahren Werten nach gewürdigt und geschätzt wurde, als er nicht zuletzt auch durch die Vermittlung begeisterter Augsburger Freunde zu einem Schriftstellerruhme gelangte, der die ganze Welt erfüllt, da kehrt der Vielgefeierte in Augsburg ein und legt ein literarisches Bekenntnis ab, das geeignet ist, auch den letzten Zweifel an der grundehrlichen Absicht, an der Erhabenheit, von der er sich in seinem fruchtbaren Schaffen leiten läßt, und an seinem vorbildlichen Künstlertum aus der Welt zu schaffen. Er gewährte uns Einsicht in jede Falte seines großen Fühlens und Denkens, er predigte uns seine Ideale, für die er sein ganzes Sinnen und Trachten geopfert hat und für die er focht, furchtlos und treu, sein Leben lang. Die gequälte Menschheit dem reinen Glück entgegenzuführen, sie zu Edelmenschen, zu Christusmenschen zu adeln, das war die „verderbliche Absicht“, die ihm von seinen bittersten Feinden zur Last gelegt wurde, nein nicht die verderbliche, das war die edelste, selbstloseste Absicht, für die er ein Menschenalter hindurch im hitzigsten Literaturkampfe stand, aus dem er endlich doch als lorbeerbekränzter Sieger hervorgehen soll. Und wer Gelegenheit hatte, seinem hohen, sanften Gedankenflug folgen zu dürfen, den er gestern vor der breitesten Öffentlichkeit unternahm, der wird sich der Einsicht nicht verschließen können: Karl May's Schriften sind weit, weit davon entfernt, fesselnde, verführerische Penälerliteratur zu sein, für die ein belesener Tertianer gerade noch ein mitleidiges Lächeln übrig haben kann, Karl Mays Schriften sind vielmehr dazu bestimmt, der Jugend, der gereiften Menschheit und den gebildetsten Ständen als Herzensbildner zu dienen, ihnen als treuhelfender Berater im heißen Ringen und Suchen nach dem „Höhenlande“ zur Seite zu stehen, Adelsmenschen zu schaffen aus jenen Kreaturen, die im „Tiefeland“ geboren sind [und] den trotzigen Mut besitzen, die „Geisterschmiede“ aufzusuchen, wo sie gehämmert abgeschliffen werden, bis sie eingehen können ins Reich der Edelmenschen. Die lauterste Absicht, ein geklärtes Künstlertum durchweht

segensbringend Mays Schriften, die bald, recht bald Gemeingut des deutschen Volkes, aller Stände und jeden Alters werden mögen.

Der Schießgrabensaal dürfte wohl seit langem nicht mehr dieses Bild gezeigt haben, wie es der gestrige Abend bot. Kopf an Kopf füllte die begeisterte Menge den Saal – das angrenzende Café mußte sogar geräumt und für die Veranstaltung zur Verfügung gestellt werden –, sogar von München kamen seine Verehrer herbei. Mit einem Veilchenstrauß in der Hand betrat der ungestüm Erwartete das Podium, mit tosendem Beifall begrüßt, der kein Ende nehmen wollte. Nach herzlichen Dankesworten und einer wunderbar sinnigen Definition des Märchens, das May als die höchste Kunstform überhaupt einschätzt, trug Redner sein orientalisches Märchen „Sitara, das Land der Menschheitsseele“ vor. Bis zum Schlusse seines fast zweistündigen, mitunter von einem goldenen Humor durchleuchteten Vortrages bewahrte sich die dankbare Zuhörerschaft das gespannteste Interesse. Ein natürliches, unbeabsichtigtes Mienenspiel unterstützte die wuchtig vorgetragene „Laienpredigt“ – so möchte ich den Vortrag nennen –, von der ein Gottvertrauen, eine tiefinnige Gläubigkeit ausstrahlte, die ihre grandiose Wirkung auf die in atemloser Spannung lauschende Menge nicht verfehlte. Ein wertvoller Riesenlorbeer und Blumensträuße und von Herzen kommender, stürmischer Beifall lohnten den gefeierten Mann.

Bemerkt sei noch, daß der Männergesangverein „Concordia“ unter Leitung des Herrn Chordirektors Lutz das von Karl May gedichtete und komponierte „Ave Maria“ und die „Weihnachtsglocken“ von Schwartz wirkungsvoll zum Vortrag brachte. Heute sei [s]ein „Ave Maria“ nicht nur gesungen, sondern mit der Seele gesungen worden. Man hörte heraus, so sprach May, daß die wackeren Sänger begriffen haben, was er in seinem Gedichte sagen wollte. Dieses Lob ist wohl das höchste, das man der „Concordia“ für ihr Entgegenkommen spenden konnte.

Dem kaufmännischen Verein „Lätitia“ gebührt aller Dank für den auserwählten Genuß, der den zahlreichen Augsburgers Karl May-Freunden durch das Hierherkommen des gefeierten Schriftstellers bereitet wurde.

Acht Tage nach dieser Huldigungsfeier in Augsburg erschien der „Bundartikel“, der May als ehemaligen Räuber entlarvte. Man kann sich vorstellen, daß der Artikel wie eine Bombe einschlug. Wir erhielten im Laufe der nächsten Tage nicht weniger als 37 Postkarten und 21 Briefe aus den verschiedensten Teilen Deutschlands mit der Bitte um Zusendung des Mayartikels. Gleichzeitig druckten auch etwa 34 Zeitungen den Artikel zum Teil ab.

Die Aufnahme des Artikels war sehr verschieden.

Während ein Teil der Wissenden unter den Redakteuren gar nicht überrascht war, vielmehr erklärte, daß er den Zusammenbruch schon lange habe kommen sehen, blieb die May-freundliche Presse anfangs sprachlos vor Betroffenheit. Zum Glück verfiel der geschäftstüchtige Herr von Haefen von der „Sächsischen Korrespondenz“ auf den gescheuten [sic] Einfall, den Herrn und Meister aller „Maykäfer“ in dieser Sache anzutelegraphieren. May antwortete am 18. Dezember:

Ich erkläre diese Räubergeschichte für pure Erfindung, ich habe sofort Strafantrag gestellt.

Hochachtungsvoll

Karl May.

Nun konnte die Kulturwelt wieder erleichtert aufatmen. Ihr Abgott war kein Verbrecher. Beweis: Karl May sagte es selber.

Zum Leidwesen der gesamten Maykäfer möchten wir aber schonend darauf vorbereiten, daß die Sache vielleicht noch anders kommt. Bis heute ist nämlich der Redaktion des „Bund“ von einer Strafanzeige Mays noch nichts bekannt, und die Strafantragsfrist läuft in 10 Tagen ab. Am 18. März sind nämlich 3 Monate seit der Entlarvung Mays durch den „Bund“ verflossen.

Von allen Zeitungen, die uns zu Gesicht gekommen sind, äußerte keine einen solchen Wutanfall über die Enthüllung wie der Berliner „Vorwärts“, der die Meinung äußerte, der „Bund“ habe all die bekannten landläufigen Schinderhannesgeschichten gesammelt und sie May in die Schuhe geschoben. Interessant ist es auch, daß das sozialdemokratische Revolverblatt die Parole ausgab, anständige bürgerliche Journalisten dürften über die Mayenthüllung nicht schreiben. Der „Vorwärts“ als Anstandslehrer! Mit demselben Recht könnte man den Affen als Verkörperung von Zucht und Anstand erklären. Die Wut des „Vorwärts“ ist

erklärlich. Fiel doch durch die Entlarvung Mays sein ganzes Kartenhaus der Verleumdungen in sich zusammen.

Von den Zeitungen, die dem Fall May vorurteilsloser gegenüberstehen, ist die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ in Essen zu erwähnen, die nach einer Inhaltsangabe des Bundartikels schreibt:

Bei dieser Charakterschilderung Mays ist die Tatsache nicht uninteressant, daß er in dem bekannten Handbuch „Wer ist's“ als eine seiner Grundanschauungen die „Entwicklung vom Gewaltmenschen zum Edelmenschen“ angibt. Da hätte May ja schon in einem Satz seinen ganzen Lebenslauf zu schildern verstanden – vorausgesetzt natürlich immer, daß die Behauptungen des „Bundes“ zutreffend sind.

Wie übergehen die mehr oder minder trefflichen Erläuterungen der übrigen Presse zu unserm Bundartikel, um namentlich auf zwei Zeitschriften aufmerksam zu machen, die wohl als die berufensten Sachkenner das Wort in der Mayfrage ergriffen haben. Wir meinen hier den „Kunstwart“ und die Katholische Halbmonatsschrift „Ueber den Wassern“.

Der „Kunstwart“ über Karl May.

Im „Kunstwart“ äußerte sich im ersten Februarheft Dr. Ferdinand Avenarius folgendermaßen:

Ein Zusammenbruch?

Im zweiten Märzheft 1902 habe ich über das tief Bedauerliche der May-Begeisterung geschrieben. Der Kolportageschund zur Linken, Karl May zur Rechten, mit solcher Hilfe ist die Nick Carter-Literatur bei uns eingezogen. Klarsehende aller Parteien von demokratischen Blättern (wie der „Frankfurter Zeitung“) bis zu solchen des Zentrums (wie der „Köln. Volkszeitung“) hatten schon damals einen energischen Kampf gegen die May-Mache geführt, Mitarbeiter des Kunstwarts, wie Paul Schumann, beteiligten sich auch außerhalb unsres Blattes energisch an ihr, – aber es scheint, sie fochten im Publikum gegen die Macht, gegen die selbst Götter vergeblich kämpfen. May und den Seinen gelang es, eine „May-Gemeinde“ über alle deutschen Sprachgebiete auszubreiten, die nun in begeisterter Verehrung immer neue Jünger und Bewunderer des für sie großen Mannes warb. „Karl May als Erzieher“ hieß ein huldigendes Buch über ihn, das Schlagwort ward fleißig propagiert, aber es sagte auch nicht zu viel: May ward zu einem Erzieher. „Ich meine,“ schrieb damals ein Pfarrer an ihn, „Sie hätten einen größeren Einfluß auf das deutsche Volk als Shakespere auf das englische.“ Wir unseerseits sagten, der May-Rummel erschiene uns wie eine Art von Volksgehirnerweichung. Nachgelassen hat er noch nicht. Es entstand sogar eine ganze geradezu apologetische Literatur über May, sie ist erst neuerdings wieder durch einen starken Band vermehrt worden.

Wenn sich's hier nur um rein literarische Werte oder Unwerte handelte, man könnte immerhin ruhiger sein. Aber darin liegt ja die Gefahr, daß die Menschen von einem Rausch ergriffen sind, der sie in May auch einen sittlichen Führer sehen läßt. Eine Schrift in irgendwelcher Kunstform überträgt nicht nur das mit klaren Begriffen Gesagte, sondern auch das, was zwischen und hinter den Zeilen steht: das Ich des Autors. Wer daran denkt, der ermißt die Gefahr des May-Rummels, wenn hier tatsächlich dem deutschen Volke zum Erzieher ein Gauner gesetzt wäre.

Wir haben von Beschuldigungen gegen ihn natürlich schon längst durch gelegentliche Zusendungen gehört. Wir schwiegen Jahr auf Jahr, weil wir bei den einzelnen Fällen doch immer dachten: selbst wenn sie wahr wären, könne sich's da um alte Schuld handeln, die gesühnt sei und vergessen werden dürfe. Jetzt aber fügen sich Angaben auf Angaben zu einem Gesamtbilde, an dessen Wahrheit glauben zu müssen angesichts der May-Anbetung in unserm Volk ein beinahe schauerlicher Gedanke ist.

Es wird behauptet, daß May ein wiederholt wegen gemeiner Verbrechen bestraffter Mensch sei. Nicht aber um einzelne Fehlritte, auch nicht um wiederholte, die immerhin als Folgen der Leidenschaft das Innerste der Persönlichkeit intakt lassen könnten, handelt sich's dabei, sondern um eine Kette von Vergehen und Verbrechen, deren literarische Fruktifizierung Mays Schriften seien. Denn er habe, behauptet man, nur das aufgegeben, was ihn mit dem Staatsanwalt in Konflikt bringen könnte, sei im Wesen aber ausweislich seiner Handlungen der Alte geblieben.

Es wird behauptet, wir sagen nicht, daß es erwiesen sei. Uns fehlt ja zur Nachprüfung dieser Behauptungen jede Möglichkeit. Nach diesen Behauptungen also hat sich dieses Mannes Leben so entwickelt:

Karl May hatte in seiner Jugend eine Freistelle im Lehrerseminar in Waldenburg. Von hier wurde er wegen verschiedener Diebstähle entlassen, auf einem andern Seminar aber weitergebildet und dann angestellt. Als Lehrer erhielt er für einen Diebstahl sechs Wochen Gefängnis. Wieder in Freiheit stahl er

einem Schmied einen Ring mit Dietrichen usw., und von nun an betrieb er Einbrüche. Gefangen, wurde er mit vier Jahren Gefängnis und Überweisung ins Arbeitshaus bestraft. Nach seiner Entlassung beging er abermals Diebstähle und wurde steckbrieflich verfolgt. In Verbindung mit einem Schulfreund, einem fahnenflüchtigen Soldaten, der gestohlen hatte, gründete dann May eine Art von Gauner-, ja Räuberbande, die sich auf verschiedenste Weisen Geld verschaffte, besonders durch Angriffe auf arme Marktfrauen. May tat es auch dadurch, daß er in Verkleidung eines Regierungsfeldmessers den Bauern Geld abschwandelte, indem er sich scheinbar bestechen ließ. Zuerst wurde Mays Freund, dann er selber gefaßt; May erhielt nun vier Jahre Zuchthaus. Nachdem er sie abgesessen, wandte er sich minder gefährlichem Broterwerbe zu. Während er noch unter Polizeiaufsicht stand, schrieb er gleichzeitig fromme Reiseerzählungen für ein katholisches Familienblatt und spekulierende Schundromane für einen Dresdner Kolportageverlag. Durch den Erfolg kam er dahinter, daß sich mit der „Tugend“ noch mehr „machen“ lasse, als mit dem Verbrechen, er wurde sehr moralisch, während er allmählich bei denen, die an ihn glaubten, Ansehen, ja Ruhm gewann. Auch als „Weltreisender“, obgleich er jene Bücher schon geschrieben hatte, ehe er zum erstenmal über Deutschlands Grenzen hinauskam. Er wurde ein gefeierter Mann, und Angehörige der höchsten Kreise verkehrten mit ihm. Im Schriftstellerlexikon noch von 1898 fungiert er nach eigenen Angaben unter anderm als „Übersetzer arabischer, türkischer, persischer, kurdischer und Indianer-Dialekte“, während er von ihnen allen nichts verstand. Aufgeben mußte er 1905 auch den Dokortitel, den er sich zugelegt hatte; die amerikanische Universität, von der er ihn „ehrenhalber“ empfangen haben wollte, existierte nicht einmal.

Diese Angaben über die Vorwürfe gegen May genügen wohl. Sind sie wahr, so weisen sie auf ein Abenteuererleben, dessen Erstaunlichkeit nur durch die Blindheit all derer übertroffen wird, die May als edeln Dichter feierten. Wir erwähnten aber noch lange nicht alles, was May von unsittlichen Handlungen vorgehalten wird auch aus der Zeit, da er das Stehlen und Betrügen längst nicht mehr, sondern das ihm große Summen einbringende moralisierende Schriftstellern betrieb. Handlungen, wie vorhin bemerkt, die sich rechtlich nicht ahnden lassen.

Was ist an alledem wahr? Wenn auch nur ein großer Teil davon erlogen ist, so liegt hier ein Fall so ungeheuerlicher Verleumdung vor, daß die schärfste Bestrafung im Interesse Mays gefordert werden müßte. Die Berliner Zeitung „Der Bund“ hat nächstens Prozesse auszufechten, in denen ihrer Angabe nach Klarheit über May geschaffen werden soll. Es ist dringend zu wünschen, daß das Gericht sie schaffe. Und nicht nur wegen Mays. Hier liegt wegen des May-Kultus im Volk auch ein großes öffentliches Interesse vor. Wer war und vor allem: wer ist der, der nun tatsächlich schon vielen Tausenden als Erzieher gilt?

A.

Der in obiger Aufführung erwähnte „Kunstwart“-Artikel aus dem Jahre 1902 hatte folgenden Wortlaut, den wir mitteilen, um zu zeigen, wie die ernste Presse schon vor einem Jahrzehnt über diesen Schützling der Sozialdemokratie dachte:

Karl May als Erzieher.

Neulich sprach ich mit einem skandinavischen Künstler, der in Deutschland lebt, darüber, was ihm als auffälligster Unterschied zwischen dort und hier erscheine. Er wollte zuerst nicht recht mit der Sprache heraus. „Sie denken an den Unterschied in der Volksbildung?“ Ja, daran dachte er – bei ihnen droben lese jeder Arbeiter und jeder Bauer z. B. den Björnson, und weil dem so sei, gäb' es dort keine Kolportageliteratur in unserm Sinne. Skandinavien hat in der That keine Schundromane, weil es kein Publikum dafür hat. Als ich nach Hause kam, fand ich unter den neuen Eingängen eine Schrift: „Karl May als Erzieher und die Wahrheit über Karl May oder die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte von einem dankbaren May-Leser, Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld, 1902.“

„Karl May als Erzieher.“ Im Lande der Dichter und Denker darf's ein munterer Verleger wagen, eine Reklameschrift für seine Ware mit dieser Ueberschrift zu versehen, die einen Schundromanfabrikanten als eine geistige Macht hinstellt. Er darf's ohne Besorgnis, daß die Lächerlichkeit ihn töte, ob auch die gesamte ernste Presse von den sozialdemokratischen Zeitungen (? Bundredaktion) und der demokratisch-volksparteilichen „Frankfurter Zeitung“ über alle Parteien hinweg bis zur klerikalen „Köln. Volkszeitung“ eindringlich vor May und der May-Mache gewarnt haben.

Wie sich May im Auge dieses begeisterten Geschäftsmanns spiegelt, das wäre zwar an und für sich ganz ergötzlich zu lesen. „Was ist er? Literat? Schriftsteller? Journalist? Dichter? Nichts von alledem! Er ist ein einfacher, arbeitsamer Landwirt, weiter nichts! Er hat sich ein kleines Ackerland zu eigen gemacht. Wo? In irgend einer der vielen Unendlichkeiten, um welche sich gewöhnliche Menschen nicht zu kümmern pflegen. Es ist ein unbeschreiblich schönes, geistiges Land. Das hat er bebaut – – als erster und auch als einziger, der das wagte. Nicht etwa ein Klondyke, sondern ein Eden! Seine

Mühen wurden reich belohnt. Sein Besitz vergrößerte sich von Jahr zu Jahr. Er säete, er pflanzte und er erntete.“ Was ist’s aber auch für einer! Er hat die scheinbare Abenteuerlichkeit und die Feindschaft des Unverstandes gemein mit wem? Mit Cervantes! „Alles, was ich über die Personen des Spaniers gesagt habe, gilt wörtlich auch von denen Mays.“ Nur in einem ist er wohl ein wenig anders, von den Schöpfungen des großen Deutschen heißt es bewundernd: „Niemand und nichts als nur das Böse geht unter.“ „Es wird niemals etwas hier geborgt, was erst in jenem Leben bezahlt werden soll. Die Ewigkeit ist schon hier in der Zeit.“ Wie bemerkt, das wird bewundernd gesagt. „Der Richter verbirgt sich nicht geheimnisvoll hinter den Kulissen des Grabes. Er waltet schon auf Erden seines Amtes. Er tut das mit fürchterlicher Strenge, mit fast wörtlicher Wiedervergeltung, und aber doch so schonend, so mild, so göttlich lieb mit dem, der ihn um Gnade bittet!“ Sollte man nicht glauben, es müßte einer weit herum den Leser suchen, der nicht selbst die unsittlichste Verlogenheit unter dieser Fratze erkannte?

Aber unser Mann befrachtet seinen Kahn mit einem Haufen von Zuschriften aus dem Leserkreise, was sich an und für sich für seinesgleichen ja gehört. Aber wer sind die Briefschreiber? Gewiß, es sind viele kleine Leute dabei, bei denen der Hereinfall auf May nach allem, was wir ohnehin wußten, nicht überraschen kann. Aber es sind auch studierte Leute, Bürgermeister, ein königlicher Landrat, Regierungsräte und eine Menge von Geistlichen dabei – ihnen allen ist gar keine Ahnung davon aufgegangen, mit welchem Fusel sie berauscht wurden. Nun empfehlen sie den Schnaps als Volksnahrung weiter. „Ich meine“, schreibt sogar ein Pfarrer an May, „Sie hätten einen größeren Einfluß auf das deutsche Volk als Shakespere auf das englische.“ Sind wir so weit auch wohl noch nicht, so weit sind wir in der Tat, daß wir gestehen müssen: der Verleger lügt nicht einmal, wenn er von „Karl May als Erzieher“ spricht: Karl May ist für eine große Menge Deutscher in der Tat ein Erzieher.

Wir aber erkennen hier an einem ungewöhnlich klaren Falle, wie dringend notwendig die Reform unserer Jugendliteratur ist. Die Erwachsenen haben sich um das, was die Jungen lasen, nicht gekümmert, und so kamen diese unter den Einfluß des bisherigen Jugendschriftstellers May, der ihrer unreifen Phantasie in skrupellosester Weise eine Sensationenwelt ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit vorlog, statt sie zu lehren, im Seienden das Wesen zu finden und damit das Seiende dichterisch zu sehen. Nun sind diese Knaben Männer geworden, ihre Phantasie ist der Kontrolle der Phantasmen am Wirklichen entwöhnt, Berauschung gilt ihnen als Begeisterung, Karl May ward mittlerweile „Volksschriftsteller“, sie bleiben bei ihm – ein Schundromanfabrikant erinnert sie an die Großen der Weltliteratur – und wir haben „Karl May als Erzieher“. Es ist eine Art von Volksgehirnerweichung.

Und unsre Allgemeinheit, die sich im Staate verkörpert, verbraucht zwar stattliche Milliarden im Haushalt, von einer Volkswirtschaft der geistigen Güter jedoch weiß sie immer noch nichts.

An diesem Kunstwart-Urteil wird die ernst zunehmende Presse nicht achtlos vorübergehen können. Das Kunstwart-Urteil ist das trefflichste, was über May geschrieben worden ist. Es wird höchstens noch übertroffen von den gelehrten, überaus fleißigen und ausführlichen Artikeln, die der Klostergelehrte P. Ansgar Pöllmann O. S. B. über May in dem Münsterschen Kunstblatt „Ueber den Wassern“ jetzt erscheinen läßt. Diese Artikel sind direkt erschöpfend und verdienen weiteste Verbreitung. Der hochwürdige Verfasser, macht in ihnen darauf aufmerksam, daß Mays ganzes Christentum ist: „Nicht Stehlen und Morden und viel aufgepackte Marienverehrung.“ Ueber die Frage, wie es möglich war, daß May der Inbegriff des katholischen Romans wurde, antwortet Herr Pöllmann: In den ersten Zeiten des katholischen Literaturlebens in den 80er Jahren sei die katholische Kritik rein negativ vorgegangen. Mays Werke wurden empfohlen, nur weil sie nichts Unsittliches und Ungläubiges enthielten. Daher stamme der Erfolg des literarischen Cowboys May. Wortgetreu schreibt dann Herr Pöllmann:

Die Katholiken hätten es wahrhaftig leicht, ins wahre Gesicht Carl Mays zu schauen. Ich will einmal 10 Punkte anführen, die nur ein voreingenommener Mann übersehen kann: 1. Mays Dreckromane werden heute noch unter vollem Namen verkauft, 2. Die Fälschung gegenüber der „Köln. Volkszeitung“, 3. Seine allmähliche Entpuppung als Protestant, nachdem er sich jahrelang als Katholik ausgegeben, 4. Seine Predigt des Indifferentismus auf spiritistischer Grundlage, 5. Mays Unwahrhaftigkeit und Widersprüchigkeit in seinem Verhalten zur Kritik, 6. Sein Größenwahn und seine Selbstreklame, 7. Die frühzeitigen Enthüllungen über allerlei seltsame Seiten seines Privatlebens, 8. Die üblen Erfahrungen der Pädagogen, 9. Seine Ausfälle gegen den Ultramontanismus (im Kampfe gegen Professor Schumann), 10. Die Kassandrarufer der

anerkannten Kritik.

Da von den 12 angekündigten Mayartikeln Pöllmanns erst 2 erschienen sind, erübrigt sich ein näheres Eingehen auf dieselben.

Mays Vorstrafen.

Die Angaben über seine Vorstrafen bezeichnet May als pure Erfindung. Demgegenüber sei darauf aufmerksam gemacht, daß am 4. September 1905 in der Privatklikesache 33 P 110/05 vor dem Dresdner Schöffengericht (Abt. 4) vom Amtsgericht Dr. Herrmann das Strafenverzeichnis Mays verlesen wurde, weil May durch einen Anwalt seine Bestrafung bestreiten ließ. Es hieß dort u. a.: 6 Wochen Gefängnis wegen Diebstahl: dann 4 Jahre 1 Monat Gefängnis wegen Einbruchsdiebstahls usw. Anfang November 1868 erfolgte die Entlassung aus der Zwickauer Anstalt. Vom 3. Mai 1870 bis 2. Mai 1874 erntete er 4 Jahre Zuchthaus in Waldheim wegen Betrugs, Einbruchsdiebstahl in einem Uhrenladen und Widerstands gegen die Staatsgewalt. Die weitere Verlesung des Strafenverzeichnisses wurde dadurch unmöglich, daß Mays Anwalt dem Gerichtsvorsitzenden einfach die Akten zuklappte und wegnahm.

Mays Ehescheidung.

May bestreitet, daß seine Ehescheidung durch spiritistische Schwindelmanöver und durch falsche Zeugenaussagen zustande gekommen ist. Demgegenüber sei darauf aufmerksam gemacht, daß als Zeugen lediglich die jetzige Frau Mays und deren Mutter im Ehescheidungsprozeß vernommen wurden. Die Richter, die diesen Zeugenaussagen Glauben schenken, konnten freilich nicht wissen, daß die Zeugin, Frau verw. Baumeister Plöhn, die Geliebte Mays war, und daß Carl May und die Plöhn beschlossen hatten zu heiraten. Ebenso wenig konnten die Richter wissen, daß die erste Frau Mays sich gegen die Anschuldigungen nur deshalb nicht verteidigte, weil ihr Schweigepflicht als spiritistische Seelenprüfung auferlegt war.

Die Ehe wurde am 14. Januar 1903 vom Dresdner Landgericht geschieden. In den Entscheidungsgründen heißt es:

Auf Grund öffentlicher Urkunden steht fest, daß die Parteien am 17. August 1880 vor dem Königl. Standesamt zu Ernstthal die Ehe geschlossen haben und dem evangelisch-lutherischen Glauben angehören, daß der Kläger sächsischer Staatsuntertan ist und zur Zeit der am 22. September 1902 an die Beklagte erfolgten Klagezustellung seinen Wohnsitz in Radebeul hat.

Durch die eidlichen völlig glaubwürdigen Aussagen der Zeugen Plöhn (jetzige Frau May) und Beibler (verstorbene Mutter der vorigen) ist folgendes erwiesen:

Die Beklagte hat, wie sie der Zeugin Plöhn selbst erzählt hat und der Wahrheit entsprechend angesehen worden ist, fortgesetzt dem Kläger heimlich Geld entwendet, um nach ihrer genauen Angabe „verfügbares Kapital zu besitzen, damit sie gut leben könne, wenn ihr Mann nicht mehr sein würde.“ Sie hat, wie sie derselben Zeugin erzählt hat, unter dem Kopfkissen des Klägers, während dieser geschlafen, wiederholt Geld weggenommen und hat auch im Juli 1902 während eines Reiseaufenthalts in Berlin aus der in der Westentasche steckenden verschlossenen Brieftasche des Klägers beim Reinigen der West einen Hundertmarkschein entwendet und hat ihn erfreut der Plöhn gezeigt und dabei geäußert: „So muß man es machen! Nur immer soviel nehmen als möglich. Es ist besser, wir haben es.“

Ogleich die Beklagte, wie die Plöhn bekundet, sehr reichliches Wirtschaftsgeld von ihrem Ehemann empfang und für sich selbst „sinnlos viel Geld verbrauchte,“ hatte sie dennoch stets viel Geld zu ihrer Verfügung. Ja sie hat sogar dem vor etwa 2 Jahren verstorbenen Ehemann der Zeugin Plöhn nach und nach die Summe von 36 000 Mark gestohlenes Geldes zur verzinslichen Anlegung und nach Plöhns Tode der Zeugin Beibler weitere 6000 Mark zur Aufbewahrung überbracht, so daß sich bei der von der Plöhn bezeugten Verschwendung der Beklagten auch nicht annähernd beziffern läßt, welche Summe sie dem Kläger heimlich und widerrechtlich weggenommen und sich zugeeignet hat.

Von diesen Gelddiebstählen hat die Plöhn den Kläger erst im Herbst in Kenntnis gesetzt.

Ferner hat die Beklagte „aus Neugier oder um ihren Mann zu ärgern“, wie die Beibler bekundet, fortgesetzt an diesen gerichtete Geschäfts- oder Privatbriefe abgefangen und versteckt oder durch Feuer vernichtet, sie hat auch einen von Kläger lange Zeit vermißten, für ihn äußerst wichtigen Verlagsvertrag bei Seite gebracht und in ihrem verschlossenen Vertikow unter den Dienstbüchern des Dienstpersonals versteckt. Erst nach dem Weggange der Beklagten ist sowohl dieser Vertrag als eine größere Anzahl Pakete aufgefunden worden.

Weiter hat die Beklagte nach den übereinstimmenden Angaben beider Zeugen ihren Ehemann jahrelang in der gehässigsten Weise behandelt. Er war ihr lästig, deshalb wollte sie ihn los sein und wollte für ihn nicht einmal mehr kochen. Sie ist geflissentlich darauf ausgegangen, den Kläger zu kränken und ihm wehzutun, hat ihn auch mit Schimpfworten gemeinster Art wie „Kerl, Saukerl, alter Ekel, verrücktes Luder“ belegt und geäußert: „Es wäre ihr eine Wonne, wenn sie es dem Kerl recht stecken könnte; sie wäre froh, wenn sie allein wäre, sie wollte das Leben genießen; auf den Friedhof würde sie an sein Grab nicht gehen.“

Bei dem bereits oben erwähnten Aufenthalt in Berlin im Sommer 1902 hat die Beklagte, nachdem sie sich einen höchst auffälligen Mantel gekauft hatte, während der Kläger neben ihr im schlichten Anzug gegangen ist, ihm in Gegenwart der Plöhn laut zugerufen: „Du siehst aus wie unser Louis“, und ist dabei verächtlich zur Seite getreten. Von der Plöhn hierüber zur Rede gestellt, hat die Beklagte geäußert: „So muß man es dem Kerl sagen, das Derbste ist gerade gut für ihn, sonst zieht es nicht! Dem Drängen der Plöhn, dem hierüber auf höchste erregten Kläger Abbitte zu leisten ist die Beklagte nicht nachgekommen. Sie hat ihr vielmehr erklärt: „Nein, so muß es kommen; nur so kann man den Kerl kleinkriegen und durchsetzen, was man will. Nur das zieht, wenn man ihm so gemein kommt.“

Durch die fortgesetzten Gelddiebstähle sowie durch die Unterschlagung der Briefe und Dokumente hat die Beklagte das Vertrauen des Klägers auf das schönste gemißbraucht und verletzt. Sie hat weiter durch die absichtlichen Kränkungen und gemeinen Beschimpfungen ihres Ehemannes die Ehre desselben aufs tiefste verletzt, durch ihr ganzes Verhalten aber eine ehrlose und unsittliche Gesinnung an den Tag gelegt und dadurch eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet, daß dem Kläger, wie des näheren Nachweises nicht bedarf, die Fortsetzung der Ehe mit ihr nicht zugemutet werden kann.

Die beantragte Scheidung der Ehe war daher gemäß § 1568 B. G. B. gerechtfertigt. Nach § 1574 B. G. B. war die Beklagte für schuldig zu erklären.

Die Kosten des Rechtsstreits einschließlich der vorausgegangenen einstweiligen Verfügung hat die Beklagte nach §§ 91. 627 Z. P. O. zu tragen.“

Zum Verständnis der Zeugenaussagen ist noch hervorzuheben, daß die jetzige Frau May und ihre verstorbene Mutter damals in bedrängter wirtschaftlicher Lage lebten. Nur dadurch, daß May der Plöhn 3000 Mark Jahresrente ausgesetzt hatte, fand sie ihr Auskommen. Beide Zeugen hatten also ein geldliches Interesse daran, daß die Ehe geschieden wurde und so die Möglichkeit der Heirat für die Zeugin Plöhn mit May geschaffen wurde.

Mit obigen Entscheidungsgründen des Urteils vergleiche man nachstehende vier eidesstattliche Erklärungen und prüfe die Frage:

Wer verdient mehr Glauben?

I.

Hiermit gebe ich zum Gebrauch den Gerichten gegenüber folgende Erklärung an Eidesstatt ab:

Ich habe in den Jahren von 1889 – 1892 in Kötzschenbroda gewohnt und in jener Zeit fast täglich mit Karl May und seiner damaligen Frau Emma geb. Pollmer verkehrt. Ich habe Frau Emma in jener Zeit als eine durchaus sparsame Hausfrau kennen gelernt. Frau Emma hat mir damals oft ihre Not geklagt, namentlich, daß ihr Mann so verschwenderisch sei und dem Trunke ergeben war. Aus diesem Grunde glaubte Frau Emma, daß die Charaktereigenschaften ihres Mannes einmal zu Tagen der Not führen könnten und legte einen Notgroschen beiseite, was meine volle Billigung fand. Die Ersparnisse der Frau Emma May setzten sich zusammen aus den Geschenken ihres Mannes zu Weihnachten und an Geburtstagen, wo sie jeweils, wie ich selbst gesehen habe, einen Tausendmarkschein oder mehrere zu empfangen pflegte und ferner sonstigen Einsparungen bei der Kassenführung. Soweit ich Herrn May persönlich kennen gelernt habe, bin ich auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß er damals ein sehr leichtsinniger Mensch war und daß er ohne Frau Emma vielleicht im Rinnstein geendet hätte. Frau Emma war sein guter Engel. In späteren Jahren gewann ich den Eindruck, daß Frau Emma in der Unterstützung ihrer Freundin, der Frau Clara Plöhn, der jetzigen Frau des Karl May, verschwenderisch wurde. Da aber Karl May die Plöhn hinterher heiratete, so ist ja alles Geld gewissermaßen in der Familie geblieben. Ich blieb auch nach meinem Fortzug von Kötzschenbroda in enger Freundschaft und Fühlung mit Frau Emma May. Ich merkte bald, daß sich die Mays später dem Spiritismus ergaben. Hierbei spielte die Frau Plöhn eine große Rolle. Es machte mich argwöhnisch, daß die von der Frau Plöhn verfaßten Briefe oder wie sie genannt wurden „Briefe unserer

Lieben“ zum großen Teil zum Vorteil der Frau Plöhn ausfielen. Eines Tages erzählte mir Frau Emma, daß sie auf einen Geisterbefehl der Frau Plöhn an den Mann der Frau Plöhn 20 000 Mark ihrer Ersparnisse ausgehändigt habe. Auf meine Ermahnung, nicht leichtsinnig zu sein und sich etwas schriftliches gegen zu lassen, erwiderte Frau Emma, ihr Mann, der nichts davon erfahren dürfe, könnte etwas schriftliches finden und überdies sei das Geld dort gut aufgehoben. Ich machte die Beobachtung, daß in den beiden letzten Jahren vor der Ehescheidung Mays die Frau Plöhn mit Vorbedacht und systematisch durch Aufhetzen der Eheleute gegenseitig von einander entfernte. In der letzten Zeit verbot die Plöhn, wie mir Frau Emma mitteilte, durch „Briefe der Lieben“ den beiden Eheleuten den intimen Verkehr. Auch isolierte die Plöhn Frau Emma von ihren Freundinnen. Mit mir z. B. durfte Frau Emma auf Geisterbefehl nicht mehr brieflich verkehren. Einmal habe ich mit den May'schen Eheleuten zusammen einer spiritistischen Sitzung angewohnt und zwar ungefähr vor 10 Jahren in meiner damaligen Wohnung in Berlin, Goltzstraße 36. Von späteren spiritistischen Sitzungen der May'schen Eheleute weiß ich, daß die Plöhn behauptete, wie mir damals jeweils Frau Emma erzählte, mit Geistern Goethes und Schillers und anderer großer Männer direkt in Verbindung zu stehen. Außerdem ist mir bekannt, daß in den Jahren 1889 und 1890 May mit einem Dienstmädchen ein Kind hatte und auch Alimente bezahlte. Ich habe aus der Ehescheidung die Ueberzeugung gewonnen, daß die Plöhn eine raffinierte Schwindlerin ist, die mit Hilfe des Spiritismus die May'schen Eheleute auseinander gebracht hat zu ihrem Vorteil.

Berlin, den 9. November 1909.

(gez.) Frau Louise Achilles.

II. und III.

Dresden-A., den 6. Dezember 1909.

Wilsdrufferstraße 7.

Hiermit gebe ich zum Gebrauch den Gerichten gegenüber folgende Erklärung an Eidesstatt ab:

Meine Frau kennt Herrn Karl May und Frau Emma geb. Pollmer aus ihrer Vaterstadt Hohenstein-Ernstthal. Wir haben die beiden auf unserer Hochzeitsreise besucht und sind im Laufe von 2 Jahrzehnten wiederholt freundschaftlich zusammengekommen. Wir kamen zu der Ueberzeugung, daß Frau Emma eine wirtschaftliche und sparsame Hausfrau war. Herr May bezeichnete sie als seinen Bankier. Am Opernplatz kam es einmal z. B. zu einem Auftritt, da Frau Pollmer nicht daran dachte, ihm das nötige Geld zum Abendausgang zu geben. Herr May sagte aus, die Zukunft seiner Frau sei gesichert; sie bekomme noch 30 Jahre nach seinem Tode die Schriftstellerhonorare. Nach dem Tode unseres einzigen Kindes, eines 11jährigen Knaben, bemühten sich Karl May, die Clara Plöhn (jetzige Frau May) und die Emma Pollmer (erste Frau May) uns zu trösten, daß wir unser Kind nicht verloren hätten. Wenn wir uns nicht sträuben würden, ihren Glauben anzunehmen, könnten wir immer mit dem Kind verkehren und es wiedersehen. Die Frau Plöhn behauptete sogar positiv, das Kind in unserm Wohnzimmer auf dem Stuhle sitzen zu sehen. Um uns zu bekehren, wurde noch am selben Abend in der May'schen Villa eine Sitzung abgehalten, wo sich das Kind melden sollte. Es soll auch geklopft haben, wie Karl May und Frau Plöhn behaupteten. Wir haben aber nichts gehört. Zum Beweis für die Richtigkeit und Wichtigkeit des Spiritualismus und wie die guten Geister der Abgeschiedenen für ihre Lieben sorgen, erzählte Karl May folgendes Ereignis: In einer schlaflosen Nacht hätten ihm die guten Geister gesagt, der Drucker und Verleger deiner Bücher, Fehsenfeld in Freiburg i. Br., betrügt dich. Als Fehsenfeld kurz darauf in die May'sche Villa kam, wurde ihm der Betrug auf den Kopf zugesagt, worauf Fehsenfeld gestand und das veruntreute Honorar nachzahlte.

Alle unsere Vorhaltungen, warum sie sich in ihrem Ehescheidungsprozeß nicht verteidigt habe, wies Frau Emma mit den Worten zurück: „Wir verstanden das nicht. Diese Prüfung müsse sie noch ertragen, um geläutert zu werden und auf dieselbe Stufe zu kommen wie ihre beiden Lieben. (Karl May und Klara Plöhn.) Dann würden sie sich in Italien vereinigen zu einem glücklichen Weiterleben auf einer höheren Stufe als Schwestern und Bruder.“ Die fast unglaubliche Tatsache, daß Frau Pollmer alles in ihren Händen befindliche Material, das zur Anfechtung der Ehescheidung reichlich vorhanden war, an May's persönlich aushändigte, wurde uns damals von Frau Pollmer wie folgt erklärt: Die Mutter der Frau Plöhn habe ihr gestanden, sie würden alle wieder bald vereint sein. Frau Klara könne nicht kochen und der Doktor (Karl May) könne ihre Kost nicht essen. In der gläubigen Hoffnung, die Aussöhnung zu beschleunigen, habe sie die Briefe arglos hingegeben. Vor edem [sic] Termin in dem Scheidungsprozeß war die Klara Plöhn, wie uns Frau Emma

mitteilte, bei ihr, um sie willenlos zu machen und sie zu bearbeiten. Zehnmahl wurde ihr gesagt:: „Du mußt, mußt, mußt!“ Frau Emma behauptete, daß Karl May alle seine Bücher im Trance schreibt, wie z. B. die Himmelsgedanken. Karl May versicherte uns selbst, daß ihm seine Himmelsgedanken von seinen Lieben, d. h. den Geistern, eingegeben seien. Karl May erklärte uns auch bei unserm Weihnachtsbesuch 1902 oder 1901, in Hohenstein gäbe es deshalb so viel niedrige und schlechte Charaktere, weil sich die Seelen der dort zahlreichen abgeschiedenen Selbstmörder an die Menschen klammerten und sie ungünstig beeinflussten [sic]. Wir haben den Eindruck, daß die Mays die Pollmer während des Münchmeier-Prozesses jederzeit noch hofierten, um sie für May zu günstigen Zeugenaussagen zu bestimmen. Während des Münchmeier-Prozesses erhielt Frau Emma von Mays zahlreiche Briefe und Depeschen. Dem Pflege- und Großvater Pollmer, von dem May in den spiritualistischen Sitzungen mit Worten der höchsten Verehrung sprach und dessen Geist er beschwor, verunglimpfte er im Ehescheidungsprozeß schmäählich. Er beschuldigte ihn der Blutschande mit seiner Enkelin. (gez.) Franz Mayer.

Obige Erklärung an Eidesstatt mache ich auch zu der meinigen.

(gez.) Constanze Mayer.

IV.

Dresden-A., den 7. Dezember 1909.

Struvestraße 32 a, III.

Hiermit gebe ich zum Gebrauche den Gerichten gegenüber folgende Erlärung [sic] an Eidesstatt ab: Ich machte die Bekanntschaft der May'schen Eheleute (Karl und Emma May) ungefähr Ende der 80er Jahre. Ich hatte den Eindruck, daß Mays eine sehr glückliche Ehe führten. Zuweilen wurde die Ehe getrübt durch Karl Mays verschwenderische Art. Frau Emma May teilte mir damals mit, daß ihr Mann immer erst dann an seinen Schriften weiter arbeitete, wenn das Geld zur Neige ging und daß sie dadurch oft in Geldverlegenheiten gerieten. Ich gab Frau Emma May den Rat, sich ein Sparkassenbuch anzulegen, um in Fällen von Geldverlegenheiten eine kleine Summe zur Hand zu haben. Die Einlagen habe ich dann für Frau Emma bei der Dresdner Neusiedter Sparkasse bis zum Betrage von 8 bis 900 Mark besorgt und das Buch selbst in Verwahrung behalten. Frau Emma hatte dieses Geheimnis der Frau Plöhn, die sie für ihre beste Freundin hielt, mitgeteilt. Eines Tages erzählte mir Frau Emma erregt, daß ihr Mann, wie sie glaubte, durch Frau Plöhn von der Existenz des Sparkassenbuches erfahren habe. Er hätte ihr eine Szene gemacht. Sie bat mich, das Buch so schnell wie möglich herbeizubringen. Ich gab darauf das Buch, da ich in der May'schen Villa niemand traf, bei Plöhns ab. Ich wurde einmal von Frau Emma aufgefordert, einer spiritistischen Sitzung anzuwohnen. Ich ging zu der Sitzung und wurde ersucht, eine Frage an die Geister zu stellen, was ich ablehnte. Dann fragte Frau Plöhn an meiner Statt, ob mein ältester Sohn, der damals ein flotter Student war, zu Grunde gehen würde. Der Tisch antwortete ja, was ich im Innern lächerlich fand. Mein Sohn ist heute in Amt und Würden. Später kam ich mit Mays selten zusammen, weil mir die Art der Plöhn mißfiel. Frau Emma habe ich stets für eine sparsame und wirtschaftliche Hausfrau gehalten. Später erfuhr ich, daß Frau Emma wieder fleißig sparte. Das teilte mir Frau Achilles mit und ich freute mich sehr darüber. Kurz nach ihrer Ehescheidung besuchte mich Frau Emma und erzählte mit unter Tränen von ihrem Unglück und daß sie ihre ganzen Ersparnisse den Plöhns ausgehändigt habe. Die Summe setzte sich zusammen aus Weihnachts- und Geburtsgeschenken und aus Rücklagen, die sie für etwaige Tage der Not gemacht hatte. Ich hatte ihr angedeutet, daß ihr Mann sich einmal ausschreiben könnte. Frau Emma zeigte mir damals eine Menge Briefe und Schriftstücke aus ihrem Ehescheidungsprozeß. Ich sagte: „Hebe sie gut auf, das ist deine einzige Waffe.“ Frau Emma pflegte immer zu sagen: „Die Plöhn ist ein großes Medium.“ Sie zeigte mir auch einmal Blätter mit Aufzeichnungen, die Frau Plöhn im mediumalen Zustand geschrieben hatte. Frau Emma schwärmte von ihren hübschen Weihnachtsbescheerungen, bei denen Karl May den Christbaum für sie mit Goldstücken behängte und ihr auch außerdem einen Tausendmarkschein vielfach verpackt und mit Verschen versehen auf den Geschenktisch legte. Das machte Karl May immer viel Spaß, wie Frau Emma sagte. (gez.) Louise Dietrich, Oberlehrerswitwe.

Wie Genosse May flunkert.

An Rechtsanwalt Kohlmann in Dresden schreibt May nach einer uns vorliegenden Abschrift wörtlich:

Diese sogenannte Frau Emma May ist niemals in Wirklichkeit meine Frau gewesen, sondern nur meine Köchin ...

Am 5. Juni 1909 läßt May dem Amtsgericht in Weimar durch seine Anwälte mitteilen, daß er nie Anhänger des Spiritismus, wohl aber Gegner jedes spiritistischen Hokuspokus sei.

Dann heißt es wortgetreu:

Unwahr ist, daß meine erste Frau sich so hohe Summen „erspart“ hat. Sie hat niemals Wirtschaftsgeld bekommen. Und mit den angeblichen „Tausendmark“-Geschenken zu Weihnachten oder Geburtstag verhielt es sich ebenso. Sie zeigte den geladenen Gästen das Geld nur vor, hatte es dann aber in die Kasse zurückzulegen.

Durch diese Ausführungen bezichtigt sich Carl May selber, seine Gäste beschwindelt zu haben.

Das letzte Rundschreiben Mays.

Mitte Februar versandte May in eigenhändig geschriebenen Kuverts an die Zeitungen und die gelben Vereine eine Erklärung seiner geschiedenen Frau gegen Redakteur Lebius. Daß diese Erklärung durch die Gewährung einer Rente erkaufte wurde, deuteten wir schon an. Zur Bestätigung unserer Behauptung mögen einige Stellen aus Briefen der ersten Frau Mays hier folgen.

Am 24. 7. 09 schrieb die genannte Dame:

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Heute erhalten Sie ein schönes Machwerk von Unwahrheiten. May treibt es immer toller! Ich habe mich wieder furchtbar aufgeregt. Wie es denn das möglich. Er gibt dieselben Zeugen an, die ich habe. Geht denn das? Er macht mir sogar einen Vorwurf, daß ich gegen ihn vorgehe. Nun hört doch alles auf. – Er treibt es nur so toll, weil er weiß, daß ich nichts zum Leben habe und auf ihn angewiesen bin, Wenn ich jünger und gesund wäre, würde ich wohl anders handeln. So aber muß ich immer wieder raten, alles anzubieten, daß es recht bald zu einem Vergleich kommt, denn sonst wird er immer wütender.

Am 16. 1. 1910 heißt es in einem anderen Briefe:

Das Geld wird alle. Ich schlafe keine Nacht mehr vor Sorgen. Carl May ließ mir durch Frl. von Scheidt 100 Mark monatlich anbieten. Unterdessen hat er die Klage wegen der 36 000 Mark zugeschickt bekommen. Nun ist seine Wut wieder groß und ich bekomme nichts. Das Weib (gemeint ist die jetzige Frau Carl Mays) hat dem Gericht geschrieben, ich hätte mit Hilfe von Nachschlüsseln – hörst Du, Nachschlüsseln! – das Geld gestohlen, die Kontrakte – aus einem sind schon mehrere geworden – und wichtige Dokumente unterschlagen. Na, warte nur, Halunke! Deine Stunde schlägt noch. Ich will ihr schon die Lügen klarlegen ... Was mir viel Sorge macht, ist, daß ich zur Hauptverhandlung Mitte Februar 1910 keinen Rechtsanwalt habe. Ich kann mich doch nicht selbst verteidigen! Rechtsanwalt Dr. Gerlach wollte damals die Verteidigung übernehmen. Wird er es noch tun wollen? Frage doch bitte an und schreibe mir bald darüber. Ich erhielt die eidesstattliche Versicherung. Ja, das klingt freilich anders als wie Carl May zum Frl. von Scheidt gesagt hatte, nämlich: ihr hättet alle zu meinen Ungunsten ausgesagt. Was Carl May und seine jetzige Frau zusammenlügen, spottet jeder Beschreibung ...

Benediktinerpater Pöllmann gegen May.

Der „Freien Stimme“ in Radolfzell am Bodensee, die von dem „Bund“-Artikel einen Auszug veröffentlicht hatte, sandte Carl May eine lange Berichtigung. Darauf erhielt die „Freie Stimme“ von dem obengenannten gelehrten Ordensgeistlichen folgende Zuschrift:

„An der Entgegnung Mays fällt jedem unbefangenen Leser auf, daß sie Punkt für Punkt negiert. Aber alle diese ungezählten „ich bin nicht -“, „ich habe nie -“ streuen nur Sand in die Augen. Denn vieles ist, was Karl May nicht negiert, und vieles, was er negiert, ist nicht behauptet worden. Alle jene Anschuldigungen, die vor das Schwurgericht gehören, übergehe ich hier, sondern beschäftige mich allein mit den Mayschen Behauptungen, die nur in der „Freien Stimme“ sich finden, und mit einigen von May nicht negierten Dingen. Es ist sehr interessant, was Karl May hier unten am Bodensee glaubt leugnen zu dürfen, wo er einmal im frischen Zuge ist.

1.

Nicht leugnet May die unschöne und häßliche Art und Weise, in welcher er sich 1903 von seinem [sic] rechtmäßigen Weibe Emma, geb. Pollmer, nach dreiundzwanzigjähriger Ehe hat scheiden lassen, um die Witwe Klara Plöhn heimzuführen.

2.

„Ich habe nie katholisiert und nie evangelisiert.“

Daß May evangelisiert habe, ist noch von niemandem je behauptet worden. Wenn er sagt, er habe nie katholisiert, so ist das eine bodenlose Unverfrorenheit, denn

1. Karl May hat sich in Keiters „Katholischem Literaturkalender“ als Katholiken bezeichnet.

2. Kürschners „Literaturkalender“ führte fast zwei Jahrzehnte lang vor seinem Namen das † und später das „K“, ein Zeichen, das den Katholizismus des betr. Autors kundgeben soll und nur auf direkteste, eigene Angabe dem Namen beigefügt wird;

3. ich besitze einen Privatbrief von Karl May, worin er sich auf Grund einer ganz speziellen Anfrage einem geistlichen katholischen Literaturkritiker als Katholiken bezeichnet;

4. so sehr hat May „katholisiert“, daß selbst eine seiner eigenen Schwestern ihren Bruder für konvertiert hielt;

5. May hat in seinen Romanen solange sich katholisch gebärdet, bis ihm um 1900 die Maske vom Gesicht herunter gerissen wurde. Dann erst erfand er, gezwungen sein Glaubensbekenntnis öffentlich vorzulegen, jene in seinem Munde fade Ausrede vom Glauben an eine „allgemeine“ Kirche;

6. heute behauptet May, er sei weder Katholik noch Protestant, er sei Christ. Ja, May ist ein Christ, wenn ein überzeugter Spiritist Christ sein kann.

3.

„Ich war niemals Kolportageschriftsteller.“

Früher hat May uns das Märchen weisgemacht, Münchmeyer hätte in seinen zirka 25 Kolportagebänden obszöne Stellen hineingetragen und eben aus der Form des Kolportageromans - dem Erscheinen in einzelnen Heften - suchte er zu erklären, warum er mehr als zehn Jahre lang den von fremder Hand zugetragenen Schmutz nicht merkte. Heute, wo seine eigenen Angaben nach dieser Beziehung in Broschüren, Zeitungsaufsätzen und Flugblättern massenhaft vorliegen, heute, wo seine Schmutzware laut gerichtlichen Vergleichs, noch dazu unter vollem Namen, verkauft wird, heute hat dieser Mann die Stirne, zu sagen: „Ich war niemals Kolportageschriftsteller.“

4.

„Ich verkehre nicht in hohen und ersten Gesellschaftskreisen.“

Es ist uns an sich vollständig gleichgültig, wo May verkehrt; wenn er aber eine solche – Behauptung aufstellt, so behaupte ich dagegen: May sagt hier aus wieder [sic] besseres Wissen. Denn May muß wissen, in welchen adeligen Häusern er sich zu Gaste laden ließ, und er muß wissen, durch welche Kreise er einst sein „Babel und Bibel“ am Wiener Hofburgtheater unterzubringen suchte. Köstliche Selbstironie stellt das schöne Sätzchen dar: „Ich bleibe hübsch daheim, weil es mir da am besten gefällt.“ Jawohl, Herr May, von Ihren Stubenreisen und Plagiaten werde ich noch allerlei erzählen, auch von Ihrer Kenntnis fremder Sprachen, vom Chinesischen bis zum Englischen. Ich kenne z. B. einen Fall ganz genau, wo May in offener Gesellschaft durch einen englisch redenden Amerikaner schwer blamiert worden ist.

5.

„Und weiß von keiner amerikanischen Flebbe etwas.“

Aber May wird wohl so gut wie wir wissen, daß er lange Zeit widerrechtlich den Dokortitel geführt hat, bis die sächsische Regierung diesem groben Unfug ein jähes Ende bereitet hat. Gegen Prof. Schumann (Dresden) hat May seinerzeit erklärt, eine auswärtige Universität habe ihm den *Doctor honoris causa* verliehen. May hat aber diese auswärtige Universität niemals nennen können.

Dies sind nur einige Punkte, welche in der Tat Mays „Glaubwürdigkeit“ aufs neue beleuchten. Ich werde sie demnächst in der Schmidtschen Revue „Ueber den Wassern“ in Münster etwas ausführlicher behandeln und noch allerlei dazu.

P. Ansgar Pöllmann O.S.B. (Beuron).“